

In's Bodenlose.

Erzählung von F. von Kapff-
Essenther.

(1. Fortsetzung.)

Aber er fügte gleich hinzu, daß Maria sich in den zwei Jahren ihres Dresdener Aufenthaltes vortrefflich ausgedehnt habe, auch etwas gelernt, auch ihr kleines Vermögen in Empfang genommen — sie war eben mündig geworden. Sie wollte ganz weit fort, nach Rußland oder auch nach Amerika; hier mochte sie nicht bleiben.

Ernst wunderte sich über ihren Muth. Sie sei älter als sie scheine, meinte sie lächelnd. „Einundzwanzig vorbei“, warf hier der Onkel ein, „ich sagte es ja schon — mündig.“

Ein Schatten glitt über Marias schönes Gesicht. „Ich bin innerlich viel älter“, sagte sie. Und der Onkel ergänzte: „Weil sie zwei Jahre in Dresden war. Die hat was erlebt.“

Ernst begriff nicht, warum der Vorwand dieses schönen, wenn auch gefühlvoll mündigen Geschöpfes den Gefahren der Fremde preisgeben wollte. Mühsam, leibhaftig, leicht gefasst, wie sie ihm erschien, ging sie doch dem sicheren Verderben entgegen.

„Fräulein Maria sollte, mühte hier bleiben“, rief er lebhafter, als eigentlich zulässig war.

„Die muß sich austoben“, wiederholte pfeifend Herr Wirth. „Onkel ist froh, wenn er mich los wird, und ich bin ja auch ohnehin schon in Grund und Boden verborren. Beruhige dich, Onkel, ich unterzeichne morgen für Milmauer.“

„Aber Maria“, rief Mary mit ernstem Vorwurf. „Du wist'st noch bedenken!“

„Was giebt's da lange zu bedenken“, lachte Maria. „Ich halte nicht viel von dem allzu reiflichen Erwägen.“

Wie sonderbar war das! Warum war dies schöne und begabte Mädchen so losgelöst von der Familie? Aber, daß er, Ernst, unaufhörlich nur sie sah und hörte, das bemerkte er selbst nicht. Vielleicht konnte er nicht anders sein. Maria nahm wie selbstverständlich alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch.

Fast stumm besorgte Mary den Tisch, ohne einen Versuch, sich geltend zu machen. Herr Wirth wollte jetzt seine benachbarten Bauten ansehen. Er hatte zur Zeit auch einige Neubauten am Centralbahnhof und war seit drei Tagen gar nicht hier gewesen. Er wußte ja, daß Mary das Haus allein in Ordnung brachte. Und Mary hatte das gethan. Niemand ahnte, wie sie Tag und Nacht gearbeitet hatte, weil Ernsts Besuch in Aussicht stand.

„Gehen wir mit“, sagte Maria, „was sollen wir sonst beginnen! Die Sonntage in Berlin sind so langweilig!“

Wieder wechselte Ernst die Farbe. So interessierte er sie gar nicht? Sie entschuldigte sich: „Ich singe und musiziere sehr gern, aber Sonntags kann ich das nicht so — wegen der christlichen Mitmenschen. Und in einem Neubau bin ich noch nicht gewesen. Gehen wir!“

Ob Ernst und Mary einverstanden, fragte sie gar nicht. Mary hatte einen schönen Strauß aus künstlichen Blumen bereitet, der zum Nichts für das Nachbarhaus bestimmt war. Wegen des Umzuges hatte sie sich damit verpaßt. Und war die Krone auf dem Dachstuhl schon aufgerichtet. Aber, man würde die Blumen noch anbringen.

Und sie gingen, kletterten in dem Neubau herum, die Damen mit geschürzten Kleidern. Herr Wirth mit seiner phlegmatischen Alltagsmütze alles untersuchend. „Das Haus ist ja genau so wie Nr. 31 A“, rief Maria entzückt. „Es ist auch 31 B“, versetzte der Onkel lachend. „Nur das Hinterhaus hat ein Stockwerk weniger. Sonst ist derselbe Grundriß benützt.“

Maria kletterte dem Onkel nach bis unter das Gebälk des Dachstuhls. Dort ragte die Maurerkrone in den hellen Sommerhimmel hinein. Eine schwache Leiter lehnte zwischen den Sparren.

in heller Sommerluft — ganz allein — tief unten die menschenwimmelnde Straße — auf einem einzigen schaukelnden Brette. „Sie werden stürzen“, hatte er ängstlich gerufen. „Nein“, antwortete sie gelassen. Und sie hielt mit ausgestreckter Hand den Strauß so lange fest, bis der Draht ihn an das Holzwerk band. „Baumeister Solme!“ rief sie. „Ich stürze nicht“, versetzte er. Und in weniger als einer Minute war das Wort vollendet.

Und nun sahen sie einander in die strahlenden Augen. Sie waren fertig und sie stiegen doch nicht herab. Ihre Seelen, ihre Sinne tauchten ineinander. Sie küßten sich, ohne daß ihre Lippen sich berührten. Mit stummem Munde sagten sie einander tausend süße Worte.

Unten untersuchte der Baumeister Wirth die Balkenankerungen. Und Mary blickte stumm empor. Sie hatte keinen Ausruf der Angst mehr... Erst auf der Heimfahrt entsann sich Ernst, daß er heute sich hatte Mary erklären oder mit ihr sprechen wollen. Er hatte nicht weiter daran gedacht.

Nein, Mary war nicht das Weib für ihn. Maria hatte es ihm klar gemacht. Ein feuriges, muthiges, originelles, selbstbewusstes Weib brauchte er. Für seine Wirthschaft mochte sich leicht ein Ersatz finden, nicht für sein nach Glück und Freude dürstendes Herz. Mama mußte sich fügen.

Maria freilich war ihm vielleicht unerreichbar. Und doch wollte sein Blut an bei der Vorstellung, daß sie sein werden könnte. Ohne ein Wort weiter zu fragen, würde er sie in seine Arme nehmen und heimführen auf der Stelle. Wo immer er sie gefunden hätte — auf der Straße — im Schmutz — er hätte sie an sein Herz gezogen. Wie eine Offenbarung hatte es ihn erfüllt, wie ein Frühlingsturm, dem nichts widersteht — sie, nur sie, oder keine!

Die Wirth'sche Wohnung war sehr geräumig. Warum sich auch beschränken in dem leeren Hause? Und je mehr Zimmer, „troden gewohnt“ wurden, desto besser. So hatte man Maria — sie hieß auch Wirth — ein eigenes, wenn auch nicht reichlich möblirtes Zimmer eingeräumt. Man zog ja so oft und hatte nicht mehr Möbel als man brauchte. Maria aber hatte diese Stube nur für ihre Musikstunden eingerichtet und ihr Bett in das Zimmer ihrer Cousine bringen lassen.

Denn sie liebte Mary in ihrer stürmischen Weise, küßte sie ab, freistrifte sie neu und häßliche sie wie ein Kind. Auch war Maria mittelbeim und liebte es, jemand um sich zu haben, der aufmerksam war für alle ihre Egerze und Launen. Wie die alten Opheliebinnen brauchte sie eine „Vertraute“.

So hatten die beiden Mädchen einige Wochen heiter und vergnügt verbracht. Nur an diesem Sonntag Abend waren sie still und schweigsam. Maria besonders war in sich selbst versunken, wie sonst nie — sie sah da mit blühenden Augen und glühenden Wangen. Sie berührte kaum das Abendessen, welches sie allein einnahmen. Herr Wirth hatte Ernst mit Gewalt nach einem nahe gelegenen Restaurant verschleppt, wo ein Abnehmer für die Hofmann'sche Milch zu finden sein sollte. Und Ernst hatte sich's gefallen lassen.

Maria hatte sich rasch entkleidet und war in's Bett geschlüpft, während Mary noch die Wirthschaft und die Geschwister zu versorgen hatte. Marys Leben gehörte der freudlosen Hausplage, wie das Maria's der Musik.

Als sie jetzt in das Schlafzimmer trat, in dem es noch nach Meister noch schien Maria zu schlafen. Aber Mary sah sehr wohl, daß sie noch wach war; gewohnt, auf alles um sie her zu achten, kannte sie die leichten, gleichmäßigen Athembewegungen der Schlafenden. Sie legte sich an das Bett der Cousine.

„Hörst du, Maria!“

„Was willst du, Maus?“ — so Mary — „ich bin sehr müde!“

„Du bist nicht müde — du wilst nur ungeschickt an „ihn“ denken!“

Maria richtete sich auf. Sie war schon wie das Traumgebilde eines Künstlers, mit ihren halb entblößten Schultern, ihrem blassen, bronzefarbenen schimmernden Teint, ihren dunklen, träumerischen Augen.

„Was wilst du, Maus?“ fragte sie noch einmal, aber schärfer, heller. In seltsam hartem, strengem Tone sagte Mary:

„Diesen, Maria, diesen wirst du nicht bestriden — ich gebe es nicht zu! Und weil ich nicht heulen kann, so sage ich es dir gleich.“

Maria lächelte jetzt. „Du Räuberchen“, sagte sie überlegen, „ich will ihn ja gar nicht, diesen ersten Ernst!“

„Lüge nicht!“ flammte Mary auf. „Du wilst ihn!“

„Nein, nein, ich mag ihn wirklich

nicht. Der paßt nicht zu mir und ich nicht zu ihm... Aber warum regst du dich so auf? Ist zwischen euch schon ein entscheidendes Wort gefallen? Ist eure Zukunft schon bestimmt?“

Schon war Mary entzückt, widerlegt, besiegt. Denn ihre Zukunft war nicht bestimmt und kein entscheidendes Wort war gefallen. „Nein, nein!“ sagte sie eheilig, „ich gefalle ihm nicht — das weiß ich. Aber ich kenne ihn — es wäre kein Tod, wenn du... wenn...“

„Beruhige dich doch, Maus!“ klangliche dich doch nicht seinetwegen — ich thue ihm ja nichts!“

Sie lagte wieder.

„Das hast du mir schon einmal gesagt, Maria!“

„Denn wollten wir doch nicht mehr reden, Maus!“ Ich habe dir doch den anderen auch nicht genommen!“

Mary ließ den Kopf hängen. Nein, nur ein paar Stunden lang hatte der „andere“ mit ihr geschätzt und geschäkelt und der Siebzehnjährigen den Kopf verdreht. Dann war Maria dazu gekommen und — er sah Mary nicht mehr. Und schon damals sagte Maria: „Ich will ihn ja gar nicht!“ Und es war doch so ganz anders gekommen!

Aber Maus, du bist doch sonst so klug. Was hättest du damals mit „ihm“, mit dem anderen, beginnen sollen? Der wollte ja gar nicht heiraten! Er hätte dich nur unglücklich gemacht. Und das, siehst du, habe ich dir nur abgenommen. Es ist ganz gut so für dich. Du bist nun noch werth, die Frau eines so braven Mannes zu werden, wie Ernst, und ich nicht! Also keinen Vorwurf weiter...“

„Ach Gott, Maria, es ist so schwer, dich zu widerlegen! Heute Nachmittag kochte ich mir: das darf nicht geschehen! Und nun weilst du wieder alles so zu drehen...“

„Ich drehe gar nichts, Maus. Aber glaubst du wirklich, daß dieser Ernst dich liebt?“

„Nein“, gab Mary offen zu. „Aber, er hat auch nichts gegen mich. Er könnte mich lieben lernen!“

Maria hatte sich vornüber gebeugt und ihre blühenden Augen bohrten sich tief in die melancholischen Züge Marys ein.

„Du aber, du würdest ihn gern haben?“

„Ja — ja“, jauchzte Mary auf. Und Maria seufzte:

„Nun denn — ich gebe dir mein Wort: ich lasse ihn dir!“

Wie in zorniger Erregung war Mary aufgesprungen. Maria hatte ganz harmlos und unbewußt gesprochen, ohne Vorbedacht. Und doch, wie verlegend war dies: „Ich lasse ihn dir.“ Wenn sie wollte, so hatte sie ihn, hieß das doch mit anderen Worten.

Und mit größlichem Weh im Herzen sagte sich Mary, daß sie recht hatte. Ja, sie konnte auch diesen haben, wenn sie wollte.

Was dann in dem jungen Mädchen die Scham aufstieg. Warum der Glücklichen, Schönen, freitragenden, was ihr vielleicht schon ganz gehörte — nach dem geheimnißvollen Naturrecht der Sympathie? Was nützte es auch, ihn ihr abzubetteln?

Und sie sprach gefast:

„Wenn er dich liebt, Maria, so kann ich ja freilich nichts dagegen thun. Ich habe nicht das Recht dazu, würde es auch nicht wollen. Nur das eine mußst du mir versprechen: Wenn ihr euch finden solltet — du wilst ihm nichts verschweigen!“

„Nein, Maus, das gelobe ich dir feierlich!“ Aber nur, um dich zu beruhigen. Denn er will mich ja gar nicht — dein Ernst!“

Versöhnt und beruhigt suchte Mary ihr Lager auf. Sie war sehr müde und abgeplagt und schlief bald ein.

Schon drei Tage später kam Ernst wieder und am nächsten Sonntag ebenfalls. Es war klar, daß es wegen Maria geschah, die ihm vorsang und vorspielte, mit ihm lachte und schätzte, während Mary die Rolle des „Elefanten“ spielte. Doch sagte sie kein Wort mehr. Sie fand auch kein Wort des Vorwurfs mehr für Maria, denn diese unternahm nichts Besonderes — sie war nur eben reizend, unwiderstehlich reizend, wie immer!

Schon, lebensprühend, selbstbewußt, begabt — so war sie. Und Ernst würde sie heiraten, trotz des Gefährnisses, das sie ihm ja machen mußte! Nützte... Es konnte wohl nicht anders sein.

Und doch wußte Mary, daß auch sie anmuthig und liebenswerth war. Aber neben Maria verblühte sie wie ein kleiner Stern vor der Sonne. Da blieb nichts, als schweigend dulden.

Am nächstfolgenden Sonntag lud Ernst die beiden jungen Damen nach dem Hofstode ein. Kein Zweifel, er wollte Maria, die seit damals nicht darben gewesen, seiner Mutter vorführen — als seine zukünftige Braut.

„Wir wollen segeln“, sagte er. „Ich habe einen kleinen Kutter, mit welchem ich mich leicht einbringen habe.“

Müthig und zögernd zögerte Maria, die müde, mühsame Maria.

„Ach, Herr Hofmann, was werden Sie nur sagen? Ich — ich fahre nicht gern mit einem Segelboot — ich fürchte mich.“

Das Schiffchen heißt „Maria!“ rief er fröhlich. „Wieso?“ sagte sie hastig und ohne seine Antwort abzuwarten, ergänzte sie sich: „Doch wohl Mary zu Ehren, die ja Ihre Jugendgespielin ist?“

Sollte er erst sagen, daß er das Boot bereits mit dem Namen gekauft hatte?

„Jedenfalls heißt es nun so“, antwortete er mit einem viel sagenden Blick. „Und das ist schön — sehr schön!“

Drittes Kapitel.

Es war ein herrlicher Spätsommermorgen, als die beiden Cousinen auf dem Hofstode anlangten. Frau Hofmann zeigte sich sehr erfreut, denn sie dachte, die Sache mit Mariachen würde heute ins Gleiche kommen.

Des ausführlichen erklärte sie beim Kaffee und nachher im Geflügelhof, wie beschwerlich ihr die ganze Wirthschaft würde. Und sie freute sich, daß Mary mit dem ihr angeborenen Talent gleich hier alles zu erfassen schien, wie sie zuvor beim Kaffeecousen zugegriffen hatte.

Wie thöricht war Ernst, daß er sich noch befann. Mit wachsendem Wohlgefallen gewahrte Frau Hofmann, wie Ernst zumeist mit Maria sich beschäftigte, als sie jetzt gemeinsam den Hof besichtigten. Mit Stolz und Freude zeigte er sein Haus. Der Vater war wegen eines Kofkaufes zu einem Nachbar geang. Ernst führte die jungen Mädchen zu seinen Maschinen, erklärte ihnen eine neue Entwässerungsanlage, sprang wie eine Kage auf den „preisgekrönten“ Birnbaum, der an der Grenze zwischen Garten und Wiese stand. Mit eigener Hand führte er das wilde Füllen vor, er jagte lachend den Stier bei den Hörnern. Alles schien ihm heute so reizvoll, beglückend, weil er es Maria zeigen konnte und sagen:

„Das ist mein Wert!“

Und sie jubelte geradezu. Wie schön das sein mußte, so im eigenen Grund und Boden zu wurzeln, so aus dem Vollen zu schaffen.

Ohne daß sich die beiden ausgesprochen konnten, begriff Mary alles: Sie die Kaffee, sie, der Wandervogel, fühlte sich berückt durch diese erst begründete Heimath, durch diesen ersten, vertrauenswerthen Mann, der hier wuzelte wie eine Eiche. Ja, wie jene Eiche, die Frau Hofmann jetzt mit Freudenbräusen zeigte und die man an Ernsts erstem Geburtstag gepflanzt hatte. Er aber, mit seiner tief verborgenen Schwärmeratur, er — er war bezugbar, sinnlos begehrt von dieser reizumschönen, schönen, stolzen Maria.

Maria und Ernst waren schon weit voraus und Mary hörte, wie ihre Cousine jetzt aufjauchzte wie ein Kind; weshalb, das konnte sie hier nicht wissen.

Ernst hatte eine Segelfahrt vorge schlagen, das war der Grund zu ihrem Freudenaustruch. Ach, sie war noch nie in einem Segelboot gefahren — hatte sich ja immer davor gefürchtet... Und Hand in Hand eilten die beiden dem Unterpfad zu.

Die „Marie“ schaukelte sich leise auf dem sonnensunkelnden Gemäuer des Habelarmes, an dem der Hofstod lag. Draußen, auf dem großen Wasser, tauchte ab und zu ein weißes Segel auf. Im goldenen Sonnenschein hoben sich die waldigen Ufer vom blauen Himmel ab.

Ernst und Maria eilten wie übermüthige Kinder. In einiger Entfernung folgten Mary und Frau Hofmann. Mary still und blaß, denn sie sah, daß schon alles entschieden. Frau Hofmann, sehr ärgert über diese „abenteuerliche“ Fahrt, die sie niemals mitmachen sollte.

Schon waren die beiden ihren Blicken entzogen. Wie unpassend! Und Mary ging auch so langsam, so langsam... „Kommen Sie doch, Mariachen, sonst fahren die beiden davon.“

„Seher, Frau Hofmann! Aber wir können sie nicht hindern, wenn sie es wirklich wollen.“

Nein, sie konnte es nicht hindern. Bevor sie ankamen, waren die beiden schon zusammen abgesegelt — auf dem großen Ozean der Liebe!

„Ist es nicht schön hier?“ hatte Ernst, am Ufer angelangt, gesagt. „O, wunderschön! Ich kann mir nichts Schöneres denken!“

„Maria — wollest du immer hier bleiben — bei mir?“

Mit einem jubelnden Aufschrei sank sie in seine offenen Arme. Als Mama und Mary ankamen, fanden sie, selig lächelnd, Hand in Hand, mitten auf dem schwankenden Boot.

„Ernst, Ernst“, rief Frau Hofmann, „du mußt mich hören.“

„Gerne, liebe Mutter!“

„Ich habe hinüber geschickt zu Zochens, der Mensch, der Christian muß überkommen, der mit dem Boote beschied weiß, sonst fahre ich nicht fort!“

mich mit dem Zocher auch, aber doch weniger. Und überhaupt weiter als bis zum Werder fahren wir nicht. Draußen auf dem Flusse giebt es immer Wind. Siehst du dort den weißen Schaum?“

Nachmal sagte Maria: „Wenn Frau Hofmann sich fürchtet...“

„So wird Mama uns drei allein fahren lassen“, erklärte Ernst entschieden. Und an seine Mutter gewendet, fügte er hinzu: „Sei ganz unbesorgt, liebe Mutter, fürchte nichts, auch nichts Unpassendes. Denn — du weilst es, ahnst es, müdest es wenigstens ahnen, wenn du meine gute Mutter bist: Maria Wirth ist meine Braut! Und nun bleibe ruhig dort und bereite den Vater vor. In ein bis zwei Stunden sind wir zurück. Mary, unsere liebe Schwester, kommt mit, nicht wahr, Sie gute Mary?“

Und herzlich, wie noch nie, streckte er die Hände nach dem blaffen, jungen Mädchen aus, in seiner Freude ihre zarten Finger fast zerdrückend. Bedend bestieg auch sie das Schiff der Liebe.

Blüch, wortlos war Frau Hofmann am Ufer zurückgeblieben. Sie sah dem Schiffchen nach, welches Ernst mit einem kräftigen Stoß vom Ufer abließ.

Heirathen hatte ja der Junge solen, aber doch nicht diese Sägerin, dieses leichtfertige Mädchen! Das war schlimmer als alles, was bisher gewesen. Sinnlos vor Schreck und Entsetzen, sank Frau Hofmann auf die kleine Bank am Landungsplatze.

Inzwischen war Ernst schon mitten im Fahrwasser des immerhin nicht schmalen Habelarmes. Maria steuerte mit kräftiger Hand. Auf einmal fürchtete sie sich nicht mehr, ja, sie sagte lachend dem Stier bei den Hörnern. Alles schien ihm heute so reizvoll, beglückend, weil er es Maria zeigen konnte und sagen:

„Das ist mein Wert!“

Und sie jubelte geradezu. Wie schön das sein mußte, so im eigenen Grund und Boden zu wurzeln, so aus dem Vollen zu schaffen.

Ohne daß sich die beiden ausgesprochen konnten, begriff Mary alles: Sie die Kaffee, sie, der Wandervogel, fühlte sich berückt durch diese erst begründete Heimath, durch diesen ersten, vertrauenswerthen Mann, der hier wuzelte wie eine Eiche. Ja, wie jene Eiche, die Frau Hofmann jetzt mit Freudenbräusen zeigte und die man an Ernsts erstem Geburtstag gepflanzt hatte. Er aber, mit seiner tief verborgenen Schwärmeratur, er — er war bezugbar, sinnlos begehrt von dieser reizumschönen, schönen, stolzen Maria.

Maria und Ernst waren schon weit voraus und Mary hörte, wie ihre Cousine jetzt aufjauchzte wie ein Kind; weshalb, das konnte sie hier nicht wissen.

Ernst hatte eine Segelfahrt vorge schlagen, das war der Grund zu ihrem Freudenaustruch. Ach, sie war noch nie in einem Segelboot gefahren — hatte sich ja immer davor gefürchtet... Und Hand in Hand eilten die beiden dem Unterpfad zu.

Die „Marie“ schaukelte sich leise auf dem sonnensunkelnden Gemäuer des Habelarmes, an dem der Hofstod lag. Draußen, auf dem großen Wasser, tauchte ab und zu ein weißes Segel auf. Im goldenen Sonnenschein hoben sich die waldigen Ufer vom blauen Himmel ab.

Ernst und Maria eilten wie übermüthige Kinder. In einiger Entfernung folgten Mary und Frau Hofmann. Mary still und blaß, denn sie sah, daß schon alles entschieden. Frau Hofmann, sehr ärgert über diese „abenteuerliche“ Fahrt, die sie niemals mitmachen sollte.

Schon waren die beiden ihren Blicken entzogen. Wie unpassend! Und Mary ging auch so langsam, so langsam... „Kommen Sie doch, Mariachen, sonst fahren die beiden davon.“

„Seher, Frau Hofmann! Aber wir können sie nicht hindern, wenn sie es wirklich wollen.“

Nein, sie konnte es nicht hindern. Bevor sie ankamen, waren die beiden schon zusammen abgesegelt — auf dem großen Ozean der Liebe!

„Ist es nicht schön hier?“ hatte Ernst, am Ufer angelangt, gesagt. „O, wunderschön! Ich kann mir nichts Schöneres denken!“

„Maria — wollest du immer hier bleiben — bei mir?“

Mit einem jubelnden Aufschrei sank sie in seine offenen Arme. Als Mama und Mary ankamen, fanden sie, selig lächelnd, Hand in Hand, mitten auf dem schwankenden Boot.

„Es ist, wie ich Ihnen schon sagte, Herr Hofmann, das Wert meines Vaters — darum mein Interesse — er hat noch ein gut Theil des Baugebudes zu bekommen, oder vielmehr, er hat es verloren. Damals, Sie waren in Gerswalde und machten während der Ferien eine Reise nach Mecklenburg, wenn ich nicht irre — damals waren wir sehr oft hier, ich und Maria, um Papa zu begleiten, der nach dem Fortschreiten des Baues sah. Das sind nun drei Jahre her.“

Wieder ganz harmlos nickte Ernst ihr zu: „Ja, da waren Sie auch immer auf dem Hofstode, Sie und Maria!“

Er dachte nichts weiter, als daß seine Mutter Maria eigentlich schon lange kannte, und daß ihr Widerstand deshalb leichter zu besiegen sein würde.

Und nun mischte sich Maria ein: „Ja, wir waren auf dem Hofstode, und auch auf dem Bauplatze...“ sie zögerte, fortzufahren, bis Mary einfiel:

„Und Herr von Zocher war auch da — auf dem Bauplatze — er interessierte sich für den Bau persönlich.“

Ernst horchte verwundert auf. Was er früher stillschweigend angenommen, kam ihm nun doch befremdlich vor. „So kennen Sie Herrn von Zocher?“

„Ja, wir kennen ihn“, sagte Mary mit merkwürdiger Betonung.

Und jetzt begriff Ernst das „wir“. „Ach“, rief er, wie aus einem Traume erwachend, auch Maria kennt den Baron?“

Maria seufzte und schien nichts zu hören.

„Maria“, wiederholte er, „Sie kennen Herrn von Zocher? Davon haben Sie mir ja nichts erzählt.“

Schamhaft, wie er war, sagte er vor Mary „Sie“. Aber sein glühender Blick ruhte auf der schönen Gestalt hinter dem Steuer.

„Er hat uns beiden den Hof gemacht“, meinte Maria mit gutgepieltem Gleichmut. „Erst Mary, dann mir.“

Und die Wirkung ihres Tones blieb nicht aus.

Auch Ernst nahm ihre Mittheilung ruhig, ganz ruhig hin.

Aber sie war nur äußerlich so gelassen. Obgleich die Luft hier auf dem Wasser kühl war — Mary hatte schon den Plaid umgenommen — zeigte Maria keine Spur von Fröhen. In dem hellen Sommerleide, das ihre prachtvolle Gestalt umspannte, sah sie da, rosig, glühend, mit blühenden Augen, mit ihren schönen, schlanken Händen träftig das Steuer lenkend, achlos, wie eine Prinzessin. Sie sah nicht einmal, daß das arme, gestifte, elfenbeinweiße Kleid naß und schmutzig wurde, während Mary das ihre, ganz ähnlich, ängstlich zusammenfaßte, obgleich es hier, inmitten des Bootes, kaum gefährdet war.

Natürlich kenne ich ihn“, warf Maria, Herrn von Zocher betreffend, hin; sie war durch die Ruhe Ernst nun völlig sicher geworden. Aber ein kalter, trogiger Blick aus ihren schönen Augen traf Mary. Sie hatte diese solchen Blick an ihr gesehen.

„Sage doch, was du wilst“, schien dieser Blick auszubrüden, „er wird die doch nichts glauben!“

Und mit einer fast männlichen Kraft steuerte sie in das große Wasser hinaus.

„Dein Kleid geht zu Grunde!“ rief ihr Mary zu.

„Was liegt daran, ich habe mehr Kleider!“

Das war gerade die Schwiegertochter für Frau Hofmann. Aber Ernst achtete nicht darauf, obwohl sein Blick an Marias Zügen hing.

Mit einem süßlichen Ausdruck war jetzt Maria mitten in der Strömung der großen Habel, die sich schon aus der Ferne als ein scharf begrenztes Silverbild antändigte. Die Villa Zocher war den Seglern entzogen.

„Sie steuern bewundernswert, Maria“, sagte Ernst.

Und Mary schleuberte, für Maria bestimmt, nur barmherzig dazwischen: „Wir haben uns damals geübt — mit Herrn von Zocher. Da segelten wir auch. Nur ich — ich habe nichts gelernt. Maria hat mehr davon profitirt.“

Jetzt erst wurde Ernst aufmerksam. „Und dieser Herr Baron hatte sich also in Maria verliebt?“ fragte er lächelnd.

Der Pfeil war abgeprallt. Dennoch schloß Mary hart:

„Davon kann Ihnen meine Cousine mehr erzählen.“

Aber die resolute Maria rief jetzt mit lauter Stimme:

„Schnell, Ernst, das Bramsegel, schnell, schnell!“

Und ohne weiter zu überlegen, wie unter einer Hypnose, gehorchte er. In demselben Augenblicke aus blähte ein starker Windstoß das zweite Segel auf und blitzschnell fauste das Boot hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den großen Manövern der Franzosen zur Verwundung, welche Mäusen machte, nämlich ein Automobil mit einem kleinen Leuchtturm, welcher Nachts das Land auf etwa zwei Meilen im Umkreise erhellt. Ein Dynamo von 7 Pferdekraft liefert das Licht, das man bald da, bald dort ertasteten lassen kann. Dabei macht das Automobil über 30 Meilen pro Stunde. Der Erfinder des Automobils, Leuchtturms ist Marcel Renault.